aus: Der Schulungsbrief, Jg. III (1936), Folge 6, S. 209-214.



Georg Stammler:

Mittsommerfeuer

So vieles das Zeitalter der Aufklärung und die technische Vernüchterung der Gegenwart an alter Sittenwelt und damit auch an farbiger Ursprünglichkeit im deutschen Volksleben zerstört hat, so sind doch an zahllosen Stellen des Landes Kerne alten Brauchtums und alten Volksgeistes stehengeblieben, die der Zersetzung Widerstand geleistet haben, so wie oftmals die Gesteinskerne eines alten Gebirgsstocks der abtragenden Tätigkeit der Luft und des Wassers Widerstand leisten.

Zu diesen übriggebliebenen Resten eines uralten Seelengebirges, das einmal das ganze Volksleben des germanischen Nordens formte und hinanhob, gehören vor allem die verschiedenen Arten des *Sonnenfestfeuers*. Nicht bloß durchs ganze allemannische Sprachgebiet hin und in den bayerischen und deutschösterreichischen Ländern, sondern auch in *Hessen* und *Niedersachsen* bis zum *Oberharz* und weiter bis hin zu den *Sudeten* haben sie sich in irgendeiner Form lebendig erhalten und an zahllosen Orten waren sie vor zwanzig oder fünfzig Jahren noch im Schwange; oder sie haben sich in andere Formen gewandelt, etwa in den häuslichen Lichterbaum am Weihnachtsfest, oder in das Anzünden von Kerzen auf den Friedhöfen in der Johannisnacht oder am Totensonntag, wie es heute noch in einzelnen Gegenden des deutschen Westens und Nordwestens geübt wird.

Diese von der engeren oder weiteren Volksgemeinde entzündeten Flur- und Höhenfeuer sind, so wie alles volkstümliche Feierleben im Norden, unmittelbar aus dem Jahreslauf hervorgegangen, in den ja der Frühmensch weit strenger und unmittelbarer eingeflochten war, als der Mensch der Neuzeit — vor allem als der moderne Großstädter.

Vier Zeiten im Jahre waren es, an denen diese Sonnenfeuer ursprünglich emporlohten: die beiden Tag- und Nachtgleichen und die Sommer- und Wintersonnenwende. Daraus geht klar hervor, daß außer dem urmenschlichen Bedürfnisse, sich Feierpunkte ins Leben einzubauen, den einförmigen Zug der Wochen an den goldenen Nägeln sinngebender, freudeweckender Feste

aufzuhängen —, daß außer diesem Bedürfnis auch der ordnende Verstand und ein streng beobachtendes Naturwissen seinen Anteil bei der Entstehung jener Feiern hatte. Denn ohne eine klare und denkende Himmelsforschung wäre man niemals auf die Festlegung dieser vier Punkte verfallen, sondern man hätte seine Feste rein aus den rhythmisch wiederkehrenden Vorgängen des Bauernlebens geschöpft, die hier selbstverständlich auch, und zwar in aller Kraft, mitsprechen, die sich aber der astronomischen Zeitbestimmung untergeordnet haben.

Das führt uns sogleich zu einem wesentlichen Grundzuge der frühnordischen Geisteshaltung. Diesen Menschen nordischen Bluts ist nämlich eine weiträumige Klarheit Bedürfnis; jene Klarheit, die das Tagesleben aus den großen kosmischen Gesetzen ableitet und die es nach ihnen ordnet. Und es entspricht ihrem herben und kühnen Sinn, daß auch ihr Feierleben bestimmt ist von der Erkenntnis — wie sich für sie überhaupt das Reich des forschenden Denkens in gar keiner Weise vom „religiösen" Bezirk oder auch von dem des heldisch bestimmten Lebenswillens abscheidet. Ist doch die Welt für den Nordmenschen ein großes beseeltes Lebensgefüge mit unendlichen Zusammenhängen, freilich auch mit einem tiefen tragischen Zug im Urgrunde, das darum eine heilig-kämpferische Ordnung in sich trägt; und so erscheint es ihm als die menschliche Aufgabe schlechthin, sich in Einklang mit dieser ewigen Lebensordnung zu setzen. Dazu aber gehört es, mit allen Kräften und Gaben in ihr Verständnis einzudringen, ebenso wie sein Leben ihr gemäß zu führen, sich kämpfend und dienend in sie einzugliedern. Damit war die Religion von vornherein über die Kulte von Willkürgottheiten und über alle Zaubervorstellungen hinausgehoben; damit blieb aber auch andererseits die Erkenntnis auf dem jeweiligen Boden ihrer Zeit ehrfürchtig und lebensnah; mit den Antrieben zur Volksbildung und zur höchsten tätigen Lebensführung erfüllt.

Somit dürfen wir aber auch den Ursprung des Festfeuers beim Nordmenschen nicht, wie man es heute noch immer darzustellen liebt, bei der Dämonenfurcht oder bei einer magischen Vorstellungswelt mit zauberischen Machtbedürfnissen suchen, soviel sich derartiges später hineingedrängt haben mag, sondern sie ist der Ausdruck einer überlegenen Weltschau und einer bewußten, heldisch gearteten Lichtgesinnung. Seltsamerweise ist auf diesem Gebiete noch immer die abgelegte Auffassung des 19. Jahrhunderts herrschend geblieben, wonach sich die Menschheit aus einem dumpfen, halbtierischen und von fratzenhaften Vorstellungen bestimmten Geisteszustande, so wie ihn die Fetischvölker heute noch aufweisen, allmählich zu einer geläuterten Geisteswelt emporgehoben haben soll. Man nennt das „Entwicklung", aber man bedenkt dabei nicht, daß sich doch nur entwickeln kann, was zuvor eingewickelt vorhanden war, und daß aus dem Dämonenglauben, dort wo er die herrschende Seelenhaltung bildet, nun und niemals eine reine Welt- und Gottschau hervorgehen kann.

Nein, nicht die Dämonenfurcht ist das Urmenschliche, sondern der Geist des Forschens und Wunderns und der schöpferische Glaube. Alles magische Denken ist einem verkümmerten, abgesunkenen Seelenleben entsprungen, und zwar in den ältesten Zeiten genau so wie heute. Und es hat auch schon zu allen Zeiten beides gegeben: einen Menschenkreis, der sich nach oben streckte, in dem der schöpferische Lichtgeist blühte, und einen andern, der in die Lebensgier und damit in eine Welt der Furcht und des abenteuernden Halbdunkels abgeglitten war, eine Welt der Zauberkünste, die sich dann immer tiefer im Aberglauben und in der Selbstsucht verstrickte.

Der Geist der Nordleute aber — wenn auch bei ihnen selbstverständlich immer und immer wieder um die Reinigung gestritten werden mußte — war dieser Dunkelwelt niemals so verfallen, daß sie auf ihre Feiern maßgeblichen Einfluß hätte gewinnen können; dazu mußten erst die Fremdeinflüsse aus dem Süden und dem Orient kommen, die ihn in seinem Wesen zerstörten.

Was bedeutete nun aber das Feuer diesem hohen nordischen Denken? Ich glaube, wir kommen der Vorstellungswelt des Nordmenschen — mindestens seiner geistigen Führerschaft — am nächsten, wenn wir sagen, es galt ihm als eine der Grundoffenbarungen der Schöpferkraft schlechthin, als eine Urmacht im Schoße des Lebens. Diese Macht Feuer hat in der

Sonne ihre höchste Verkörperung erhalten, die Sonne ist ihre unmittelbare himmlische Darstellung, ihr Quell oder ihr göttliches Dauerzeichen. Und ihr Auf- und Niederstieg am Himmel — der Tageslauf ebensowohl wie der Jahreslauf — ist die große Wunderordnung, die dem Leben für seine Entfaltung mitgegeben ist, und in der es sich, bald freudig blühend, bald notvoll leidend und kämpfend zu bewähren hat.

Alles irdische Feuer aber ist ein Ausfluß des Urfeuers und damit zugleich wieder Bild und Zeichen für die Sonne. Und auch soweit der Mensch die Entzündung selber zu bewerkstelligen vermochte, blieb es für ihn eine Findung oder ein himmlisches Geschenk.

Es ist also eine schiefe und irreleitende Darstellung, wenn man sagt, diesen alten Nordvölkern sei die Sonne eine Gottheit gewesen, der sie mit ihren Feuern eine kultische Verehrung darbrachten. Diese Ausformung der Naturmächte zu menschenähnlichen, im Grunde aber dämonischen Willenswesen ist ein sehr spätes Fabulieren auf Grund südländischer Einflüsse und Beispiele. Nein, *die Höhenfeuer waren keine Opferfeuer, es war die tiefe, mitlebende Beteiligung des Menschen an dem himmlischen Vorgange und zugleich das Bekenntnis zu der großen Wunderordnung, deren Ausdruck er ist und der man sich selber tief einverleibt wußte*; weiterhin aber auch das Bekenntnis zum Kampfe der Lichtmacht mit den lebensfeindlichen Mächten des Dunkels und der Kälte.

In diese Grundvorstellung hat nun jede kommende Zeit ihren Einschlag hineinverwoben, und was wir heute noch an *Weihnachts-*, *Oster-*, *Johannis-* und *Ernte*bräuchen vor uns haben, ist ein seltsames Gemisch, in dem Überbleibsel aller Jahrtausende haften geblieben sind, und in das sich auch immer wieder vieles aus fremden Kulturkreisen eingemengt hat. Seine letzte Ausformung hat es von der christlichen Kirche her erfahren, die die alten Feiern, soweit es irgend anging, mit der Lebensgeschichte des Gottessohns oder mit den Gestalten ihrer Heiligen in Verbindung gebracht hat.

So ist zuletzt ein recht krauses Gewächs von Weistümern, Bräuchen und Legenden entstanden, oft mit wunderlieblichen Blüten drinnen, — aber das Ganze geht doch mehr die Sagen- und Volkstumsforscher an, als den einfachen, heute lebenden Menschen. Was aber immer und jedesmal wieder mit neuer Unmittelbarkeit zu uns spricht, ist der Feuerbrauch. Ob nun der Holzstoß zum Himmel flammt, oder die Brände und Feuerräder in die Nacht geschleudert werden, oder ob diese Räder funkenstreuend durch die Felder hinab zu Tale rollen — hier fühlen wir unser Herz schlagen, fühlen uns mit uralten Zeiten in einem Wellengang des Bluts und der Feierkraft verbunden, auch wenn uns ihre Vorstellungswelt im einzelnen unbekannt ist, oder wenn sie für uns weithin als versunken gelten muß. Der Grunddrang und die Grundhaltung ist die gleiche: *Ehrfurcht vor der ewigen Lebensordnung, tiefes Mitleben im Gang der Natur, und zugleich ein tapferes, frohes Bekenntnis zum Lichte, das uns beseelt und dessen Streiter wir sind.*

Mittsommer ist die Zeit der Lebenshöhe, die große *Hoch-Zeit* des Jahres. Immer wieder haben sich die Frostmächte und Nebelgeister gegen das Licht erhoben, unter Mühen ist die Sonne auf den höchsten Thron der Kraft gestiegen. Nun beginnt sie zu schenken. Die Natur steht in ihrem schönsten Trieb, ihrem gewaltigsten Wachstum. Schon beginnt das Reifen der Früchte, schon geht es langsam der Ernte entgegen. Und es beginnt jetzt eine Zeit der Fülle, eine Zeit der freien, kraftvollen Bewegung in Luft und Licht, das Haus hält uns nicht mehr gefangen.

Aber zugleich ist in dieses Hochgefühl auch eine Wehmut eingeflochten, so wie in alle großen Höhepunkte des menschlichen Lebens. Die Sonne ist Siegerin geblieben, aber — ihr Lauf geht jetzt bergab. Das Wissen vom Wandel aller irdischen Dinge, das Wissen vom Sterben schleicht sich leise in die Freude. Das aber gerade gibt dieser Freude den tiefen heldischen Untergrund. *Wir sind nicht da, um uns behaglich in der Fülle niederzulassen, in der Freude einzunisten, sondern um weiterzu-*

schreiten; um tapfer mitzuwandern, auf und nieder, so wie es das Leben mit sich bringt, und das Licht und den Glauben in uns selber nicht erlöschen zu lassen — trotz allem!

Wenn darum auch in diesem Jahr wieder die Holzstöße von den Höhen in die Täler hinauslodern und die Volksgenossen um sich scharen, so sollen sie uns nicht bloß den Aufstieg und den Sieg des Lichts künden, sondern auch von der Treue sprechen, die sich in Auf- und Niedergang gleichbleibt, von dem stolzen Kämpferwillen, der weiß, daß das Sterben zum Leben gehört und der sich trotzdem seiner Kraft und seines Höhenganges, seines freien Brennen- und Strahlendürfens in den Augenblicken der Sommerhöhe freut.

Es mag ja eine fesselnde und lehrreiche Sache sein, alle die Bedeutungen zu verfolgen, die jede Zeit dem Mittsommerfeuer gegeben hat, und die Bräuche auf ihren Sinn zu betrachten, die sich daran knüpften, und wir können daraus oft auch noch für uns Sinn und Weisung holen, gewiß! So, wenn die Frühlingsblumen ins Feuer geworfen werden, jetzt, wo es Sommerzeit ist, in der die strengen und heiligen Verpflichtungen ins Leben hereintreten, und wo schon die Frucht zu reifen beginnt; oder wenn die Herdfeuer gelöscht werden, um sie dann neu an dem mit Stahl und Stein urtümlich erzeugten Feuerbrande des Holzstoßes wieder zu entfachen. Wer spürt da nicht die tiefe Lebensweisung hindurch? Oder wer nicht das kühne, jauchzende Vertrauen, das im gemeinsamen Sprung der Liebespaare durch die Flammen liegt, wer endlich nicht die erfrischende Bildlichkeit des Quellentranks und des Bads am Mittsommermorgen?

Aber das Eigentliche ist doch, daß wir den Sinn des Feuers groß und neu für uns selber erleben, daß wir ihm ebenso wie die Geschlechter vor uns die Deutung geben, die es für uns hat, die Sprache vernehmen, in der es zu unseren Tagen und zu unserem Geschlechte spricht. Und diese Sprache klingt, wie ich glaube, vernehmlich genug.

Wir gehören ja selbst einer Zeit an, die die Blumen in die Flammen geworfen hat, weil der Mittsommer mit seinen Pflichten vor uns steht, und weil die Frucht eines Volkes ausgetragen sein will. So ist es denn nicht Liebesspiel und auch nicht alte oder jungbäuerliche Weisheit, was uns die Flamme zuruft, sondern es sind Worte, die ans Gewissen des Volks pochen. Eins dieser Worte heißt Reinigung. Feuer ist von altersher das unerbittlich läuternde Element. Und wir kommen als Deutsche aus einer Zeit des Niedergangs und der Verwirrung her, einer Zeit des Mißtrauens aller Volksgenossen gegeneinander. Aus einer Zeit des verbogenen, uneinigen Denkens, in der wir uns vom Wind jede Lüge zutragen ließen, in der wir den Glauben an uns selbst, an unsere eigene helle, heldische Kraft verloren hatten. Viel treue Pflichterfüllung auch da noch im kleinen, gewiß, aber sie war eng und ohne Feuerbrand in der Seele geworden.

Hatten wir nicht tausendmal das Gefühl, daß da ein Feuerbesen durchgreifen müsse! Nun, er ist gekommen und wir haben ihm zugejauchzt, wollen auch nicht aufhören, uns darüber in tiefster Seele zu freuen. Aber wir wollen auch das Gelübde bei uns ablegen, daß wir die Reinigung vor allem in uns selber durchführen werden. Auch in uns — seien wir ganz offen — steckt noch so viel von diesem alten Kehricht; von der gierigen Selbstsucht, die nur sich mästen und ins Licht setzen will, von dem Geist der Schadenfreude und der Miesmacherei, der keine Kraft zum Opfer findet, von dem Mißmut, der sich immer benachteiligt sieht und es gern dem andern aufhängen möchte, von diesem ganzen engen Stunk und Gerümpel der Seele. Nun, es ist eine alte Sitte, daß man bei der Sonnenwende von Haus zu Haus das Gerümpel sammelt, das sich im Laufe des Jahres angehäuft hat, und es ins Feuer gibt. So wollen wir es auch mit dem Plunder halten, der uns die Seele verstopft, mit all dem dürren und geilen und giftigen Zeug, das unser Wesen übersponnen und das sich uns im Herzen angesammelt hat. Um so heller brennt die Freude in uns auf. Nur die strenge, stolze opferfrohe Kraft dieser Freude, nur das, was Licht gibt und was zu schenken vermag, gehört zum deutschen Wesen, nur das soll in uns fortleben und weiterbrennen.

Das zweite Wort heißt Wille! Blicken wir doch hinein in die Flamme und sehen wir, was für eine heiße, unbändige Gewalt da von der Erde zum Himmel schießt! Wie ein Ge-

danke, eine Hingabe hindurchlodert und alle Kraft, die im Holze aufgespeichert war, opfernd hingerissen wird in die Kraft des Brandes. War es nicht wie ein Flammensturm, als der deutsche Geist endlich losbrach und den morschen Bau fremden Wesens, der uns in unserem eigenen Lande geknechtet hielt, in Trümmer stürzte! Aber die unbändige Kraft, die hier durchbrach, war doch im Kern ihres Wesens keine bloße Entfesselung, so wie es bei der französischen oder der bolschewistischen Revolution der Fall war. Alles was ihr, was der deutschen Revolution Macht und Bedeutung gibt, liegt ja gerade darin, daß hier ein strenges, heiliges Ziel alles auf sich sammelt, und daß ein Mann dasteht, ein Mann ihr als Führer voranschreitet, der in letzter vorbildlicher Selbstzucht seinen Willen und den Willen der Massen beherrscht.

Nun ist es unsere Sache, diesen Willen weiterzuleiten, uns in gleicher Weise für dies hohe Ziel zu läutern und zu schmieden: für die Befreiung des deutschen Wesens in uns selber und in der Welt.

Wenn wir aber von „Befreiung" reden, so hat das von vornherein einen ganz anderen Klang, als es ihn in der liberalen Zeit hatte. Ja, wir wollen es uns tief und für alle Zeiten ins Herz brennen: deutsche Freiheit ist nicht Willkür; sie ist nicht die Privatfreiheit des einzelnen! Aber sie ist auch nicht der Rausch der entfesselten Masse. Nein, es ist die Freiheit des Volkes zu seinem Gottesweg, ist das klare und unbeengte Gestaltwerden nach dem Gesetz, wonach wir angetreten sind. Und gerade dies Gestaltwerden fordert, so wie nichts anderes, Zucht, hohe Strenge, Einordnungsfähigkeit. Und es fordert weiter die Wehrhaftigkeit des Herzens — Wehrhaftigkeit gegen seine eigenen Bequemlichkeiten und Leidenschaften, aber auch Wehrhaftigkeit nach außen gegen die feindlichen Mächte, die uns von unserem Weg abdrängen, die uns als Hörige sich oder ihren Gesellschaftsidealen dienstbar machen wollen. Darum muß auch Härte sein am rechten Platz; Befehl um der Freiheit willen. Das Feuer darf nicht beliebig schwelen und im Rauch ersticken, es muß ihm Bahn geschaffen werden, daß es mit vollem, reinem Wogenschlag in den Himmel hinauflodern kann.

Das dritte Wort endlich, das uns die Flamme zuruft, heißt: Zusammenstehen! Das Feuer ist ja von Urbeginn an das Zeichen des brüderlichen Zusammenhalts. Ums Feuer haben sich die Menschen von jeher gefunden — ums Hirtenfeuer, ums Lagerfeuer, um den häuslichen Herd — haben sich von seiner lichten Glut erhellen, durchwärmen und verbrüdern lassen.

Aber wir brauchen dazu ein Mahnwort und ein Zeichen. Denn wir Deutschen sind so schwer zum Zusammenhalt zu bringen. Eigensinn und Streitsucht begleiten uns durch unsere ganze Geschichte hindurch, und sie haben uns schon oft in den entscheidenden Augenblicken nach außen und innen lahmgelegt. Freilich — im Grunde war dieser sprichwörtliche deutsche Zwist immer zugleich ein Mangel an hoher und kraftvoller Führung. Denn man will nichts weggeben, das man nicht in einen höheren Dienst aufgenommen weiß. Heute haben wir diese Zuversicht, haben endlich wieder eine Führung, die uns dafür bürgt, daß das, was wir hingeben, nicht vergeudet ist, sondern daß das Opfer, das wir bringen, wirklich auch dem Ganzen dient. Lassen wir uns also von der Glut dieser Zeit zusammenschmieden — unzerreißbar auch für die Zukunft! Ein Blut, ein Schicksal, ein Weg zur Höhe, die uns bestimmt ist. Darum auch eine Festfeier, ein Zeichen, das uns eint, weithin, soweit die deutsche Sprache gesprochen wird, die deutschen Wälder rauschen, aus deutschem Fleiß Kornfelder blühen oder Hämmer tosen und sich Bauwerke zum Himmel recken!

Mittsommerfeuer! Wir stehen vor der Flamme und lassen den Blick weit in den nächtlichen Umkreis hinausschweifen. Auf zahllosen Höhen brennen heute diese Feuer ins Land. Es ist wie ein Händereichen der Flammen, ein Herüber- und Hinübergrüßen der Funken von Berg zu Berg. Das gibt uns die frohe Gewißheit: wir sind nicht allein. Ein großes Volk hofft und bangt und erhebt sich mit uns im Glauben an den endlichen Sieg der Lichtkraft, an den großen „Tag des Deutschen", von dem einer unserer Seher gesprochen hat; jenen Tag, der gewiß einmal kommen wird, wenn wir nur treu der Flamme dienen, die die ewige Macht in uns angezündet hat.

Bei den Sternen steht,
was wir schwören;
der die Sterne lenkt,
wird uns hören:
eh der Fremde dir
deine Kronen raubt,
Deutschland, fallen wir
Haupt bei Haupt.

Heilig Vaterland,
in Gefahren
deine Söhne stehen
dich zu wahren.
Von Gefahr umringt,
heilig Vaterland,
schau, von Waffen blinkt
jede Hand.

Heilig Vaterland,
heb zur Stunde
kühn dein Angesicht
in die Runde.
Sieh uns all entbrannt,
Sohn bei Söhnen stehen:
Du sollst bleiben, Land!
Wir vergehen!

R. A. Schröder

